DIE AUSTRALIEN-TÖCHTER

ANNA JACOBS

Wo die Hoffnung dich findet

be HEARTBEAT

Inhalt

Cover
Weitere Titel der Autorin
Über dieses Buch
Über die Autorin
Titel
Impressum
Widmung
Prolog
Kapitel 1
Kapitel 2
Kapitel 3
Kapitel 4
Kapitel 5
Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8
Kapitel 9
Kapitel 10
Kapitel 11
Kapitel 12
Kapitel 13
Kapitel 14
Kapitel 15
Kapitel 16
Kapitel 17
Kapitel 18

Kapitel 19
Kapitel 20
Kapitel 21
Kapitel 22
Epilog

Weitere Titel der Autorin

Träume im Glanz der Morgenröte: Töchter des Horizonts
Sehnsucht unter weitem Himmel: Töchter des Horizonts
Goldene Stunde in der Ferne: Töchter des Horizonts
Hoffnung unter dem Südstern: Töchter des Horizonts
Silberstreif des Glücks: Töchter des Horizonts

Über dieses Buch

Ein Aufbruch voller Hoffnung

England im 19. Jahrhundert. Cassandra Blake ist eine starke junge Frau: Nach dem Tod der Mutter hat sie ihre drei Schwestern allein großgezogen. Doch ihre Existenz wird bedroht, als in Amerika der Bürgerkrieg ausbricht. Denn die Baumwollversorgung in das englische Lancashire wird gestoppt, die Fabriken stehen still, und es gibt keine Arbeit mehr. Die Schwestern stehen vor einer harten Entscheidung: bleiben und den Hungertod riskieren, oder aufbrechen und an einem fernen Ort ein neues Leben beginnen?

Cassandra verliebt sich in Reece Gregory, aber er kann ihr keine sichere Zukunft bieten. Als er die Chance bekommt, ein neues Leben in Australien zu beginnen, macht er sich auf und verspricht, sie nachzuholen. Doch dann reißt eine alte Fehde die Familie auseinander. Cassandra wird entführt, und ihre Schwestern in das australische Fremantle verschifft. Aber Cassandra gibt nicht auf. Allein und mittellos ist sie entschlossen, nach Australien zu segeln und ihre Schwestern zu finden. Ist sie bereit, den hohen Preis zu zahlen, der von ihr verlangt wird?

Der erste Teil der Swan-River-Saga über die vier Blake Schwestern – ein bewegender Love-and-Landscape-Roman vor der atemberaubenden Kulisse Australiens.

Über die Autorin

Anna Jacobs hat bereits über siebzig Bücher verfasst. Sie wurde in Lancashire geboren und wanderte 1970 nach Australien aus. Sie hat zwei erwachsene Töchter und wohnt mit ihrem Mann in einem Haus am Meer.

DIE
AUSTRALIEN-TÖCHTER

ANNA JACOBS

Wo die Hoffnung dich findet

Aus dem Englischen von
Nina Restemeier

be HEARTBEAT

beHEARTBEAT

Deutsche Erstausgabe

»be« – Das eBook-Imprint von Bastei Entertainment | Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Für die Originalausgabe:
Copyright © by Anna Jacobs 2009
Titel der britischen Originalausgabe: Farewell to Lancashire
Originalverlag: Hodder & Stoughton, Hachette UK

Für diese Ausgabe:
Copyright © 2019 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Clarissa Czöppan
Lektorat/Projektmanagement: Anne Pias
Covergestaltung: Miriam Verlinden / Guter Punkt, München
Unter Verwendung von Motiven von © shutterstock: Nejron Photo | bmphotographer und © LifeofRileyDesign/gettyImages
eBook-Erstellung: Jilzov Digital Publishing, Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-6874-1

www.be-ebooks.de

www.lesejury.de

Widmung

In liebevollem Gedenken an meine Mutter,
Lucy Sheridan, die im Jahr 2008 verstarb. Ich hoffe, dass sie und Dad nun, da sie wieder zusammen sind, »dort oben« tanzen.

Und Dank an meine wunderbare Schwester Carol,
die sich hingebungsvoll um Mum gekümmert hat, als ich es nicht konnte.

Für euch beide, in Liebe
Anna

Prolog

1861 – Outham, Lancashire

Es war ein kühler Samstagnachmittag im Mai. Edwin Blake ließ die Zeitung sinken und legte sie auf seinem Schoß ab. Eine oder zwei Minuten lang schaute er ins Leere, dann sah er sich im Zimmer um, und beim Anblick seiner vier Töchter wurde sein Ausdruck unwillkürlich milder. Er konnte sich wirklich glücklich schätzen, mit solchen Kindern gesegnet zu sein. Wenngleich sie keine Kinder mehr waren. Seine Mädchen waren erwachsene Frauen, und er wusste nicht, ob er es begrüßen oder bedauern sollte, dass noch keine von ihnen verheiratet war und sie alle noch bei ihm lebten.

»Geht es dir gut, Dad?«, fragte Cassandra.

Er hätte es wissen müssen, dass sie seine Unruhe bemerken würde. Als Älteste versuchte sie, für sie alle zu sorgen; das tat sie, seit sie im Alter von vierzehn Jahren ihre Mutter verloren hatte.

»Ich habe gerade etwas über diesen Krieg in Amerika gelesen.«

»Aber es ist doch gut, dass sie die Sklaven befreien wollen, oder nicht?«

Er nickte. »Natürlich ist das gut. Nur … wenn der Norden und der Süden damit beschäftigt sind, sich gegenseitig zu bekriegen, was wird dann aus der Baumwolle? Wer pflanzt und erntet sie ohne die Sklaven?«

»Sie werden eben Leute dafür bezahlen müssen.«

»Und woher sollen sie das Geld nehmen? Ein Krieg ist teuer, mein Mädchen. Schau doch, was gerade erst vor ein paar Jahren auf der Krim geschehen ist.«

Er schwieg einen Augenblick, bevor er seine größte Sorge aussprach: »Und selbst wenn sie weiterhin Baumwolle produzieren, wie wollen sie die über das Meer zu uns nach Lancashire transportieren? Im Krieg gibt es Blockaden, dann kommt kein Schiff durch.«

»Es hat schon früher Zeiten gegeben, in denen weniger gearbeitet wurde«, sagte Xanthe. »Das werden wir schon überstehen.«

»Weniger Arbeit ist eine Sache. Ich habe darüber nachgedacht, und so wie ich es sehe, werden wir überhaupt keine Arbeit mehr haben, wenn keine Baumwolle mehr in Lancashire ankommt.«

Stille trat ein, und er konnte sehen, dass sie über seine Worte nachdachten. Er hatte seine Töchter stets dazu ermuntert, sich ihre eigenen Gedanken zu machen. Nur weil sie einfache Arbeiterinnen waren, brauchten sie sich noch lange nicht wie Schafe zu benehmen und sich von anderen beeinflussen zu lassen.

»Der Krieg wird doch sicher nicht länger als ein paar Monate dauern?«, fragte die sanftmütige Maia. »Da kämpfen Brüder gegen Brüder. Ich mag gar nicht darüber nachdenken. Die Vorstellung, dass eine meiner Schwestern plötzlich mein Feind sein könnte …« Beim bloßen Gedanken daran stiegen ihr Tränen in die Augen.

»Seit Anbeginn der Zeit kämpfen Brüder gegeneinander«, erwiderte Edwin. »Denk an Kain und Abel in der Bibel. Und euer Onkel Joseph hat seit über zwanzig Jahren kein Wort mit mir gesprochen. Nicht einmal zur Beerdigung eurer Mutter ist

er gekommen. Er läuft auf der Straße an mir vorbei, als wären wir Fremde, als hätten wir als Kinder nicht im gleichen Bett geschlafen und zusammen gespielt. Er behauptet, es liege daran, dass ich Methodist geworden bin, aber das scheint mir ein schwaches Argument zu sein.«

»Ich glaube, es liegt an seiner Frau«, seufzte Cassandra. »Sie schaut uns an, als würde sie uns hassen. Als Kind habe ich mich immer gefürchtet, wenn ich auf der Straße an ihr vorbeigehen musste.«

»Ich mag diese Frau auch nicht, aber sie würde euch niemals etwas antun.«

»Sie schaut uns aber so an, als wollte sie es.«

»Sie und Joseph haben nie Kinder bekommen, wahrscheinlich kann sie euch deshalb nicht leiden.«

»Aber das ist doch nicht unsere Schuld.«

Er erwiderte nichts. Es tat noch immer weh, dass sein Bruder ihn mied. Hin und wieder musste er darüber reden, um seiner Bitterkeit ein wenig Luft zu machen. Seine Schwägerin war eine gehässige Person, die ihnen mit keinem Handschlag geholfen hatte, als seine Frau so schwer krank geworden war. Er hatte versucht, ihr zu verzeihen, denn so lehrte man es in der Kirche, trotzdem wollte er nichts mit ihr zu tun haben. Normalerweise war er nicht abergläubisch, aber irgendetwas an ihr war einfach … böse. Das war das einzige Wort, das ihm zu ihr einfiel.

»Du brauchst niemanden sonst, du hast doch uns.« Pandora beugte sich vor und legte eine Hand auf seine krummen Finger.

Er blickte hinab auf ihre glatte junge Haut. Seine Hand war rau vom Leben und von harter Arbeit, morgens waren die Gelenke steif und schmerzten. Mit ihren zweiundzwanzig Jahren waren Pandoras Hände zart und hübsch, wenn auch

gerötet von der Arbeit. »Aber ihr dürftet gar nicht mehr bei mir sein. Ihr solltet inzwischen alle verheiratet sein und euer eigenes Heim und eure eigene Familie haben.«

Abrupt stand sie auf und trat an den Herd, um das Stew umzurühren. Sie drehte sich erst wieder um, als sie sich ein wenig gefasst hatte. Edwin war wütend auf sich selbst, weil er Pandora mit seinen unbedachten Worten verletzt hatte. Sie war die einzige seiner vier Töchter, die schon einmal verlobt gewesen war, mit einem anständigen, aufgeweckten Burschen. Sie wäre inzwischen längst verheiratet, wenn der arme Bill nicht im letzten Jahr unerwartet an einer Lungenentzündung gestorben wäre.

Doch so schmerzhaft das Thema auch war, beim Anblick seiner ältesten Tochter musste er sagen, was er zu sagen hatte: »Du bist jetzt achtundzwanzig, Cassandra. Warte nicht zu lange damit, dir einen Mann zu suchen, meine Liebe. Es wäre zu traurig, wenn du ohne Kinder alt werden müsstest. Ihr vier seid die Freude meines Lebens.«

»Wen sollte ich schon heiraten? Ich werde niemals einen Mann finden, der auch nur halb so klug ist wie du«, erwiderte sie leichthin.

Er sah sie stirnrunzelnd an. »Das ist es, was dir bei einem Mann am wichtigsten ist? Dass er klug ist?«

Sie nickte. »Und dass er freundlich ist, so wie du. Einen dummen oder langweiligen Mann könnte ich nicht ertragen. Ich habe es einmal versucht, als Tom Dorring mir den Hof machte, weil er so nett war. Aber das hat nicht gereicht. Er hat von nichts anderem geredet als von der Arbeit und den Nachbarn.«

Edwin rang sich ein Lächeln ab, doch das war auch so eine Sache, die ihm Sorgen bereitete. Alle seine Mädchen waren klug, aber Cassandra hatte den schärfsten Verstand von allen. Das

war der einzige Grund, weshalb er sich manchmal wünschte, reich zu sein. Dann hätte er ihnen bessere Möglichkeiten bieten können, ihren Verstand auch zu benutzen. Er hatte ihnen die beste Schulbildung verschafft, die er sich hatte leisten können, damit sie, wenn sie erst arbeiteten, gut genug lesen konnten, um sich selbst fortzubilden, so wie er es getan hatte.

Die ganze Familie lieh regelmäßig Bücher aus der Bibliothek aus. Ach ja, diese Leihbücherei war schon eine wunderbare Sache! Er wünschte, es hätte sie schon gegeben, als er noch jünger gewesen war. Sie war erst 1852 eröffnet worden, denn das Gesetz besagte, dass die Steuerzahler darüber abstimmen mussten und das Geld erst bei einer Mehrheit von zwei Dritteln ausgegeben werden durfte. Es war eine knappe Entscheidung gewesen, ob Outham eine Bibliothek bekommen sollte, aber glücklicherweise hatten genug Menschen dafür gestimmt.

Doch vielleicht hätten seine Töchter ihre Klugheit manchmal ein bisschen weniger zeigen sollen, einfach weil sie Mädchen waren. Die meisten Männer mochten es nicht, wenn das Weibsvolk schlauer war als sie.

Nein, Cassandra tat gut daran, auf einen Mann zu bestehen, dessen Verstand es mit dem ihren aufnehmen konnte. Er wollte seine Mädchen nicht an einfältige Männer verlieren, die an nichts anderes dachten als daran, woher die nächste Mahlzeit kommen werde und ob ihr Arbeitsplatz sicher sei.

»Das Stew ist fertig. Wollen wir jetzt essen?«, fragte Pandora.

Edwin ging voraus zum Tisch, doch schon nach ein paar Bissen legte er sein Besteck nieder und schnitt das nächste Thema an, das er auf dem Herzen hatte. »Ich kann keine Griechischstunden mehr nehmen.«

»Aber du lernst doch so gern Griechisch«, warf Cassandra ein.

»Ich kann eine Zeit lang allein weiterlernen.«

»Aber warum willst du aufhören?«

»Wegen dieses Krieges. Ich glaube, wir sollten alle anfangen, auf unser Geld zu achten, jeden Penny zweimal umdrehen und so viel sparen, wie wir können. Schwere Zeiten stehen uns bevor, schwerere, als wir jemals erlebt haben.«

So. Nun hatte er alles ausgesprochen, was ihn beschäftigte. Er brach ein Stück Brot ab, nahm seinen Löffel wieder auf und aß langsam sein Stew.

Die Mädchen schwiegen, während sie über die Worte ihres Vaters nachdachten, und er versuchte nicht, eine Unterhaltung zu erzwingen. Wenn schwere Zeiten bevorstanden, dann war es am besten, wenn sie den Tatsachen ins Auge blickten, darüber nachdachten, Vorkehrungen trafen.

Kapitel 1

Anfang November verlor Cassandra ihre Arbeit, als die kleine Baumwollfabrik, in der sie arbeitete, geschlossen wurde. Nachdem ihre Mutter gestorben war, hatte sie einige Jahre mit der Arbeit ausgesetzt, um den Haushalt zu führen und für die jüngeren Mädchen zu sorgen, deshalb hatte man sie als Erste entlassen. Ihre Schwestern arbeiteten seit einiger Zeit nur noch halbtags, und nun war ihr Vater der Einzige mit einer Vollzeitstelle.

Keine Arbeit mehr zu haben war ihr schrecklich unangenehm. »Ich übernehme den Haushalt und die Einkäufe, und ihr könnt sicher sein, dass ich auf jeden Penny achten werde«, erklärte sie ihren Schwestern. »Es hat keinen Sinn, mir eine neue Stelle zu suchen. In der ganzen Stadt gibt es keine Arbeit.«

Als sie sich am nächsten Morgen von den anderen verabschiedete, lächelte sie, doch kaum war sie allein, konnte sie die Tränen nicht mehr zurückhalten und gestattete sich einen Augenblick der Schwäche. Dann wischte sie sich über die Augen und beschloss, das ganze Haus von oben bis unten zu putzen. Vom Frühstück war noch warmes Wasser übrig, aber sie würde keine Kohle verschwenden, um noch mehr zu erhitzen. Wasser gab es umsonst, also konnte man putzen, auch wenn man es sich nicht leisten konnte, es zu erwärmen.

Kaum hatte sie den Eimer gefüllt, klopfte es an der Hintertür, und als sie öffnete, stand der kleine Junge vor ihr, der zwei Häuser weiter wohnte.

»Ich habe Hunger, Miss«, sagte Timmy.

Sie rang mit sich und verlor, also gab sie ihm den Brotkanten, den sie sich fürs Mittagessen aufgespart hatte. Er war in Schande geboren, und obwohl der Mann seiner Mutter ihr uneheliches Kind angenommen hatte, wussten doch alle, dass der arme Junge nicht geliebt wurde und nicht so gut versorgt wurde wie die anderen Kinder.

Cassandra seufzte und schloss die Tür wieder. Timmys Traurigkeit stand ihm deutlich ins Gesicht geschrieben. Seine drei jüngeren Halbbrüder waren größer und stämmiger als er. Wie konnte man ein Kind nur so schlecht behandeln?

Sie machte sich an die Arbeit und schrubbte den Küchenboden, doch immer wieder hielt sie nachdenklich inne. Ihr Vater hatte recht gehabt vor all den Monaten. Wegen des Krieges erreichten kaum noch Baumwolllieferungen das Land, und in der Kleinstadt waren düstere Zeiten angebrochen. Die Leute sagten immer, bevor es besser werde, müsse es erst noch schlimmer werden, und das war ein erschreckender Gedanke.

Einige Familien erhielten bereits Unterstützung von der Armenfürsorge, andere verkauften nach und nach ihre Möbel oder überzählige Kleidungsstücke, um nur nicht auf Almosen angewiesen zu sein. Wenn man Unterstützung erhielt, verlor man alle Unabhängigkeit, denn die Beamten der Fürsorge schnüffelten im ganzen Haus herum und zwangen einen, alles zu verkaufen, was man besaß, bevor sie einem etwas gaben.

Cassandra und ihre Familie kamen über die Runden – dank der Weitsicht ihres Vaters. In der Blechbüchse in seinem Kleiderschrank war immer noch Geld. Doch die Ersparnisse schmolzen schneller dahin, als sie sollten, denn Edwin konnte es nicht lassen, Nachbarn mit kleinen Kindern, die vor Hunger weinten, etwas abzugeben. Es war eine Sache, wenn Erwachsene

hungerten, aber den Anblick eines hungrigen Kindes konnte er nicht ertragen. Und obwohl er jedes Mal nur ein paar Pennys gab, leerte sich die Sparbüchse zusehends.

Und sie hatte gerade dem Nachbarskind das Brot gegeben, das sie fürs Mittagessen vorgesehen hatte. Heute würde sie hungrig bleiben. Aber wenigstens der arme Timmy nicht.

Als Edwin einige Abende später von der Arbeit heimkam, war er erschöpft und traurig.

»Der Besitzer der Spinnerei hat mir heute Morgen gesagt, dass er nur noch für drei Monate Baumwolle hat«, erzählte er beim Abendessen, das in letzter Zeit kärglich ausfiel, meistens Brot oder Kartoffeln mit ein wenig Butter. »Und um überhaupt so lange durchzuhalten, wird er noch mehr Arbeiter entlassen müssen.« Er blickte die Zwillinge an. »Ihr werdet nächste Woche eure Arbeit verlieren, Xanthe und Maia. Mr Darston versucht, wenigstens eine Person aus jeder Familie in Lohn und Brot zu halten, solange er es kann, und das wäre in unserem Falle ich. Er ist ein guter Mann, der sein Bestes tut, um die wenige Arbeit, die es noch gibt, gerecht zu verteilen.«

»Was werden die Leute machen, wenn dieser Krieg immer weitergeht und es überhaupt keine Arbeit mehr gibt?«, fragte Maia. »Manche sehen jetzt schon halb verhungert aus. Ich fühle mich schuldig, weil wir noch immer jeden Tag etwas zu essen haben.«

»Die Königin wird nicht zulassen, dass die Bevölkerung von Lancashire verhungert«, erklärte Edwin entschieden. »Wenn ihr bewusst wird, wie schlimm es steht, wird sie die Regierung anweisen, uns zu helfen, da bin ich mir sicher.« Er hatte großes Vertrauen in Ihre Majestät, die mit ihrem Gatten und ihren Kindern ein gutes Leben führte und für ihre Untertanen sorgte.

Xanthe drückte ihrer Zwillingsschwester die Hand. »Ich möchte niemals um Unterstützung bitten müssen. Was, wenn sie uns zwingen, ins Armenhaus zu ziehen? Da würde ich lieber verhungern. Es läuft mir eiskalt den Rücken runter, wenn ich nur daran vorbeigehe.«

Edwin konnte ihre Abneigung verstehen. Der Gemeindepfarrer, für das gemeinschaftliche Armenhaus dieser und fünf angrenzender Gemeinden verantwortlich war, war ein kaltherziger Mann, der die Armen wie Verbrecher behandelte. Unter seiner Leitung wurden Almosen nur äußerst widerwillig verteilt.

Das Gesetz besagte, dass die Bedingungen in ihnen schlimmer sein mussten als außerhalb, doch während die wenigsten Armenhäuser in Nordengland diese Regel strikt befolgten, hielt sich das in Outham streng an das Gesetz. Die Bewohner waren kurz davor zu verhungern, während sich der Pfarrer zu Hause den Bauch vollschlug, bis er aussah, als würde ihm jeden Augenblick der Knopf von seinen Hosen springen. Er achtete außerdem streng darauf, Männer und Frauen voneinander zu trennen, um »Unzucht zu vermeiden«, sogar die Alten, die sich nichts mehr aus solchen Dingen machten.

Edwin hielt diesen Pfarrer für keinen aufrechten Gottesmann, und das war auch der Grund, weshalb er zu den Methodisten konvertiert war.

»Das Armenhaus bleibt unser letzter Ausweg, der allerletzte«, sagte er sanft. »Wir werden noch eine Weile unser Auskommen haben. Aber wenn es darum geht, ins Armenhaus zu gehen oder zu sterben, dann entscheidest du dich hoffentlich für das Leben, Xanthe, Liebes. Ich würde das jedenfalls.«

Cassandra hakte sich bei ihm unter. »Ich habe heute gehört, dass in der Pfarrkirche eine Suppenküche für die Arbeitslosen

eingerichtet werden soll. Man braucht dafür kein Gemeindemitglied zu sein. Sie soll dreimal in der Woche stattfinden: Montag, Donnerstag und Samstag. An diesen Tagen könnten wir dort eine Mahlzeit bekommen, das wäre uns eine große Hilfe.«

Edwin war sich nicht sicher, ob es gut war, die Suppenküche in der Pfarrkirche unterzubringen. Er hatte gehofft, der Pastor seiner eigenen Gemeinde, ein barmherzigerer Mann, würde etwas organisieren. Doch der Stadtrat hatte in seiner Weisheit beschlossen, dass alle Wohltätigkeitsbemühungen gebündelt werden sollten, um eine weitreichende Hilfe zu ermöglichen. Und da die Pfarrkirche über den mit Abstand größten Gemeindesaal verfügte, sollte die Suppenküche dort eingerichtet werden.

Was war das nur für eine Welt, in der seine Mädchen das magere Brot der Barmherzigkeit essen mussten?

Maia arbeitete immer noch zwei Tage die Woche, deshalb stellten sich am ersten Montag, an dem die Suppenküche öffnete, die drei anderen Schwestern an, um eine Essensmarke zu bekommen. Geduldig warteten die Leute in der Schlange vor dem Gemeindehaus, niemand redete viel. Es war beschämend, auf Almosen angewiesen zu sein, und sie spürten die Demütigung deutlich.

Baumwollarbeiter waren es vielleicht gewohnt, den Gürtel enger zu schnallen, wenn der Handel rückläufig war, aber fast ganz ohne Arbeit zu sein, das kannten sie nicht. Einige hatten die Stadt bereits verlassen und suchten Arbeit in der Wollindustrie im nahe gelegenen Yorkshire. Andere hatten sich in den Süden gewagt, wo die Menschen anders sprachen und die Landschaft sanfter war. Es hieß, dort sei noch Arbeit zu finden.

Die Männer, denen es zu schwerfiel fortzugehen, wanderten wie verlorene Seelen in Outham herum und wussten nicht, womit sie die Zeit totschlagen sollten. Für die Frauen war es einfacher: Sie hatten zumindest den Haushalt zu führen und ihre Kinder zu versorgen.

Als sie den Anfang der Schlange erreichten, mussten Cassandra und ihre Schwestern Fragen zu ihrer Situation beantworten, bevor man ihnen etwas gab.

Der Mann aus dem Komitee, ein Mitglied der Pfarrkirche, befragte sie mit scharfer, ungeduldiger Stimme und sagte dann knapp: »Ich hoffe, Sie danken dem Schöpfer auf Knien für diese Großzügigkeit.« Er winkte sie brüsk weiter. »Am nächsten Tisch bekommen Sie Ihre Essensmarken.«

Dort fragte wieder eine Frau: »Name?«

»Cassandra Blake.« Sie sah, wie die Frau »Cass Blake« aufschrieb.

»So heiße ich nicht.« Ihr Vater hatte sich immer geweigert, ihre Namen abzukürzen, weil es schöne Namen seien, die Namen griechischer Göttinnen, von denen er in den Büchern gelesen hatte, die sein Pastor ihm geliehen hatte.

Die Frau starrte sie empört an und wandte sich dann der Person neben ihr zu: »Wie unverschämt von dieser Kreatur! Bettelt hier um Essen und korrigiert dann, was ich schreibe.«

Der Pfarrer kam herüber. »Gibt es hier ein Problem, liebe Mrs Greaves?«

»In der Tat. Das junge Fräulein hat es tatsächlich gewagt zu korrigieren, was ich geschrieben habe.«

»Aber Sie haben mich nach meinem Namen gefragt und dann etwas anderes aufgeschrieben«, verteidigte sich Cassandra.

Der Pfarrer beugte sich über das große Buch, in das die Namen eingetragen wurden. »Cass Blake.«

»Mein Name ist Cassandra. In meinem ganzen Leben hat mich noch nie jemand Cass genannt.«

»Mein liebes junges Fräulein, Sie sollten dankbar sein, dass diese Dame Ihnen so großzügig ihre Zeit schenkt, um Ihnen zu helfen, also machen Sie jetzt keinen Aufstand wegen so unwichtiger Details.« Hochnäsig blickte er auf sie herab. »Auf jeden Fall ist Cassandra ein höchst unpassender Name für eine Person Ihres Standes. Ich weiß nicht, woher Ihre Eltern das haben, aber in *meiner* Kirche hätte ich Sie niemals auf einen solchen Namen getauft. Nehmen Sie Ihre Marken, und gehen Sie weiter, oder ich lasse Sie aus dem Saal entfernen. Das Essen ist da drüben. Eine Marke für jeden Tag, merken Sie sich das.«

Er sprach mit ihr, als wäre sie zu dumm, ihn zu verstehen. Sie zögerte, so empört war sie. Aber sie hatte schon seit mehr als einem Tag so gut wie nichts gegessen, denn gestern Abend hatte sie den größten Teil ihrer Portion ihrem Vater und Maia überlassen, weil die immer noch zur Arbeit gehen mussten und weil ihr Vater in letzter Zeit so müde aussah.

Als sie dorthin kam, wo die Suppe ausgegeben wurde, stand ihr auf der anderen Seite des Tisches die Frau ihres Onkels Joseph gegenüber.

Ohne sich etwas anmerken zu lassen, sagte ihre Tante: »Geben Sie mir Ihre Marke, und nehmen Sie sich eine Schüssel!«

Die nächste Dame schöpfte etwas Suppe in die Schüssel, und eine dritte gab Cassandra ein Stück trockenes Brot und einen verbogenen alten Löffel.

»Bitte sehr. Vergessen Sie nicht, die Schüssel und den Löffel auf dem Tisch dort drüben abzustellen, wenn Sie fertig sind.«

Cassandra brachte ein »Danke« heraus und hastete zu einem der aufgestellten Tische, so weit wie möglich von den missbilligenden Blicken ihrer Tante entfernt. Mit zitternden Händen stellte sie ihr Essen ab, erschüttert von der Begegnung. Was für ein Hass!

Wenig später kam Pandora dazu. Sie hatte rote Flecken auf den Wangen, und ihre Augen funkelten vor Wut. »Diese Frau hat mich als ›Dora‹ eingetragen. *Dora!* Und der Pfarrer hat mich zurechtgewiesen, als ich sie korrigieren wollte.«

Xanthe folgte ihr und stellte den Teller ab, wobei etwas Suppe auf den Tisch schwappte. »Bei *mir* hat sie ›Susan‹ eingetragen.«

Ein junger Mann kam an ihren Tisch. »Ich habe gehört, was diese Frau zu Ihnen gesagt hat. Ich finde es beschämend. Absolut beschämend. Mit welchem Recht ändern sie Ihre Namen?«

Cassandra sah, wie Pandora ihn anlächelte und er ihr zuzwinkerte. Schon wieder war ein Mann von ihrer jüngsten Schwester verzaubert, die sich ihrer Wirkung auf Männer nicht einmal bewusst war. Sie war definitiv die Schönheit in der Familie, mit Haaren, so dunkel, dass sie fast blauschwarz waren, und leuchtend blauen Augen.

»Darf ich Ihnen Gesellschaft leisten?«, fragte er. »Ich bin allein und kenne hier niemanden.«

»Sie können sich gerne zu uns setzen«, antwortete Cassandra.

Sie begannen zu essen. Das Brot war so alt und hart, dass sie es in die Suppe tunken mussten, um es aufzuweichen, was kein gutes Benehmen war und verächtliche Blicke des Pfarrers auf sich zog, als er an ihnen vorbeikam. Aber man durfte kein Essen verschwenden.

Bald war der Saal voll. Die Suppe war wenig schmackhaft und bestand hauptsächlich aus Kohl, Kartoffeln und Knochen, aber niemand ließ einen Tropfen übrig.

»Armseliges, dünnes Zeug ist das!«, murmelte Pandora. »Da hätte ich selbst etwas Besseres kochen können. Und das Brot ist mehrere Tage alt.«

»Wenigstens ist es nicht verschimmelt. Und es kostet nichts.« Xanthe seufzte. »Ich verstehe, warum Vater nicht mehr in diese Kirche geht, wenn man hier so behandelt wird. Glauben die, ärmere Menschen hätten keine Gefühle?«

Als sie nach draußen gingen, verabschiedeten sie sich von dem jungen Mann und machten sich langsam auf den Heimweg. *Früher sind alle immer schnell gegangen*, dachte Cassandra, als sie die anderen die Straße entlangschlendern sah. Nun mussten sie so viel Zeit totschlagen, dass sich niemand beeilte.

Wenn sie aufblickte, sah sie nur ein paar dünne Rauchschleier anstatt der dichten Rauchsäulen aus den Fabrikschornsteinen, die sonst in den Himmel stiegen. Es sah falsch aus, als wäre dies nicht mehr ihre Stadt, nur noch der Geist von Outham.

Erst als sie fast zu Hause waren, sprach Pandora aus, was alle dachten: »Unsere Tante sah aus, als würde sie uns hassen, oder?«

»Ja. Erzähl Vater nicht, dass wir sie gesehen haben. Es würde ihn nur aufregen.«

Pandora schwieg bis zum Ende der Straße, dann sagte sie nachdenklich: »Sie schaut uns immer so seltsam an.«

»Scher dich nicht um sie«, sagte Xanthe. »Ich will mir neue Bücher aus der Bibliothek ausleihen. Zumindest können wir das jetzt tun, wann immer wir möchten.«

»Ich glaube, wir werden noch sehr dankbar für diese Bibliothek sein«, sagte Cassandra. »Wenigstens kostet uns das Lesen nichts.«

Joseph Blake schloss seinen Lebensmittelladen wie jeden Abend um neun Uhr, verabschiedete sich von seinen Mitarbeitern und verriegelte die Tür. Widerwillig stieg er die Treppe hinauf zu den gemütlichen Zimmern, die er und seine Frau seit dem Tod ihrer Eltern bewohnten. Um sechs Uhr hatte er mit Isabel eine Mahlzeit eingenommen, ihre üble Laune bemerkt und behauptet, er habe im Laden noch etwas Dringendes zu erledigen. Während er seine Mitarbeiter unterwiesen und die wichtigeren Kunden persönlich bedient hatte, hatte er herauszufinden versucht, worüber sie jetzt schon wieder so wütend war.

Sie war in letzter Zeit oft schlecht gelaunt. Ihr armes Dienstmädchen war regelmäßig in Tränen aufgelöst, aber Dot brauchte die Arbeit, weil ihre Familie keine andere Einkommensquelle hatte, also musste sie sich damit abfinden. Wenn Joseph versucht hätte einzugreifen, wäre Isabel noch härter zu dem Mädchen gewesen, also hielt er den Mund und begnügte sich damit, Dot gelegentlich einen Leckerbissen aus dem Laden zuzustecken, einen zerbrochenen Keks oder die Schinkenreste. Er wusste, dass Isabel darauf achtete, wie viel ihr Dienstmädchen aß, und sie war nicht großzügig.

Vielleicht hatte seine Frau seine Nichten gesehen, als sie unterwegs gewesen war. Das versetzte sie immer in schlechte Laune. Sie waren hübsch, die Jüngste geradezu schön. Er bedauerte, dass er sie nicht näher kannte, aber Isabel hatte vor ihrer Heirat sehr deutlich gemacht, dass er, wenn er sie wollte, die Verbindung zu seinem Bruder abbrechen musste, und er

hatte ihr sein Wort gegeben und geglaubt, er könne sie später dazu überreden, ihre Meinung zu ändern. Aber das hatte sie nie. Sie stammte aus einer ausgesprochen frommen Familie und war stolz darauf; mit den »scheinheiligen Methodisten«, wie sie sie nannte, wollte sie nichts zu tun haben.

Dabei war sie die Scheinheilige, fand Joseph, die leere religiöse Phrasen nachplapperte und genau das Gegenteil von dem lebte, was die Bibel lehrte. Sie war extrem eifersüchtig auf Catherine gewesen, die Frau seines Bruders Edwin, die zwar keine Schönheit gewesen war, aber mit ihrem Lächeln und ihrer freundlichen Art überall Freunde gefunden hatte. Isabel hatte nur wenige Freunde, und ihr unscheinbares Gesicht wurde durch seinen säuerlichen Ausdruck noch reizloser.

Es wäre vielleicht anders gewesen, wenn sie Kinder gehabt hätten. Kurz nach ihrer Heirat war Isabel schwanger geworden, und mit jedem Monat schien sie weicher und freundlicher zu werden. Aber nach sieben Monaten hatte sie das Baby verloren und wäre dabei fast selbst gestorben, hatte der Arzt gesagt. Er hatte hinzugefügt, dass sie nicht in der Lage sein werde, noch weitere Kinder zu bekommen, also solle sie es vermeiden, noch einmal schwanger zu werden. Sie war so lange krank gewesen, dass sie hier bei ihren Eltern eingezogen waren, wo ihre Mutter sich um sie gekümmert hatte. Und von diesem Tag an hatten sie nie wieder das Bett miteinander geteilt. Was eine Erleichterung war.

Er war bald dazu übergegangen, so viel Zeit wie möglich im Laden zu verbringen, und hatte schnell verstanden, warum sein Schwiegervater das auch tat. Man fand dort immer etwas zu tun, konnte die Regale überprüfen, sich vergewissern, dass der Laufbursche alle Lieferungen prompt erledigt hatte, die Handelsreisenden der verschiedenen Firmen treffen, von denen

sie ihre Waren bezogen, oder einfach ruhig nach Ladenschluss dasitzen und so tun, als würde man die Geschäftsbücher prüfen, während man in Wirklichkeit eine Zeitung oder ein Buch las.

Nachdem seine Schwiegereltern gestorben waren, hatte er den Namen des Ladens in Blakes Gemischtwaren geändert, was seine Frau erzürnt hatte, aber ausnahmsweise hatte er ihr die Stirn geboten. Dennoch führte er den Laden größtenteils so weiter wie bisher, weil sein Schwiegervater ein guter Geschäftsmann gewesen war.

Seit dem Krieg in Amerika hatte sich vieles geändert. Heutzutage war es nicht mehr nötig, so viel Ware zu bestellen, da die Baumwollknappheit alle Schichten der Bevölkerung betraf. Die wohlhabenderen Leute würden vermutlich nicht aufhören, die Dinge für den täglichen Bedarf zu kaufen, anstatt wie ihre ärmeren Nachbarn Hunger zu leiden, was bedeutete, dass er weiterhin sein Auskommen haben würde. Aber fast alle in der Stadt hatten ihre Ausgaben reduzieren müssen, sodass seine Gewinne zurückgegangen waren.

Er konnte es nicht länger hinauszögern und öffnete die Tür. Isabel erwartete ihn in ihrem Sessel am Kamin, der Rücken steif, die Lippen fest zusammengepresst, die Hände auf dem Schoß gefaltet. »Wie lief das Geschäft heute?«

»Die Einnahmen sinken, aber wir verdienen immer noch ordentlich.«

»Du solltest den jüngsten Burschen entlassen, damit wir weiter Gewinn machen.«

»Es gibt keine Arbeit in der Stadt, und er ernährt seine Familie ganz allein, also werde ich ihn so lange behalten, wie es mir möglich ist.«

»Mein Vater hätte ihn schon längst entlassen.«

»Ich bin nicht dein Vater.«

Sie stieß ein wütendes Knurren aus, aber das war ihm egal, weil sie ohnehin nichts ausrichten konnte. Der Laden war ihm vermacht worden, nicht ihr, Gott sei Dank, denn Mr Horton war davon überzeugt gewesen, dass Frauen nichts vom Geschäft verstanden.

»Ich werde nach Kakao und Keksen schicken«, sagte sie unvermittelt.

Erst als sie vor dem Kamin saßen, verriet sie ihm den Grund für ihre schlechte Laune. »Ich habe heute *diese Mädchen* gesehen. Jedenfalls drei von ihnen, wo die Vierte steckte, weiß ich nicht. Sie kamen in die Suppenküche.« Ihre schmale Brust hob sich vor Entrüstung, als sie hinzufügte: »*Wie Bettler!* Es war mir so peinlich, dass ich nicht wusste, wo ich hinsehen sollte. Ich habe natürlich so getan, als hätte ich sie nicht erkannt.«

Er war überrascht. »Sind sie so knapp bei Kasse? Ich dachte, Edwin verdient immer noch etwas.«

»Sie müssen arbeitslos sein, sonst hätten sie keine Marken bekommen. Was werden die Leute hinter unserem Rücken tuscheln, wenn sie erfahren, dass unsere Verwandten auf Almosen angewiesen sind?«

»Viele Menschen in der Stadt brauchen jetzt Hilfe. Es ist nicht die Schuld meiner Nichten, dass es keine Arbeit für sie gibt.«

»Das hätte ich mir denken können, dass du sie in Schutz nimmst. Ich bin mir sicher, dass diese faulen Flittchen einfach nicht arbeiten wollen.«

Er widersprach nicht, nippte nur an seinem Kakao und blickte ungerührt drein, während sie nicht aufhörte zu lamentieren. Ihm blieb nichts anderes übrig, als abzuwarten, wenn Isabel in einer solchen Stimmung war, Beleidigungen

vermutete, wo es keine gab, und seine Nichten verleumdete, die anständige Mädchen waren.

Er hatte gewusst, dass sie keine einfache Frau war, aber nicht geahnt, wie schlimm das Leben mit ihr sein würde. Er hatte den Laden gewollt, den sie mit in die Ehe gebracht hatte, den Laden, in dem er zehn Jahre lang hart gearbeitet hatte, und als klar war, dass kein anderer Mann sie heiraten würde, wagte er es, seinen Arbeitgeber um die Erlaubnis zu bitten, seiner dreißigjährigen alleinstehenden Tochter den Hof zu machen.

Seinen Bruder Edwin dürstete es nach Wissen, aber Joseph dürstete es nach Geld und Annehmlichkeiten. Und vor allem nach einem eigenen Laden.

Er hatte geglaubt, Kinder würden Isabel milde stimmen. Jetzt wusste er, dass nichts sie je erweichen würde. Ihr Geist war so vergiftet von Bosheit und Zorn, dass er manchmal sogar an ihrem Verstand zweifelte.

Aber er würde das Versprechen halten, das er ihrem Vater gegeben hatte: Er würde sich immer um sie kümmern, so schwierig sie auch war, im Gegenzug dafür, dass er den Laden bekommen hatte.